



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Sanden, Katharina von: Mütter

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Mütter

Von Katharina von Sanden



Tilla Berneder schnallte mit einem leisen Seufzer ihr Malgepäck zusammen und schob den faltstuhl in den Tragriemen.

Sie strich die Haare aus der Stirn und sah mit scharfen Augen hinüber zu dem dicken alten Schloßthurm, dessen Uhr sie erkennen konnte. Es war wirklich keine Zeit zu verlieren. Mit langen Schritten lief sie den Wiesenhügel hinunter in das Tal, in dem die kleine Stadt behaglich eingefaltet lag.

Sie mußte ins Schloß, der Frau Herzogin Maltunde geben.

Ihren schönen Studienmorgen unterbrach sie nicht gern und sie hätte es für niemand sonst getan. Für Geld nun einmal ganz gewiß nicht. Doch dies war anders. Es ging ein weicher Schein über Tillas Gesicht, als sie daran dachte, wie anders dies war.

An ihr vorüber trieb das beschauliche Vormittagsleben der kleinen Stadt, in der niemand Eile zu haben schien, außer ihr. Man wich ihren schnellen Schritten und ihrem Malgepäck rechtzeitig aus. Sie wurde viel begrüßt. Man erinnerte sich, daß ihr Vater gerade so ins Schloß gestürmt war, zu dem jungen Herzog, den er unterrichtete, und von da in sein Kolleg, mit freundlichen, kurz-sichtigen Augen, immer als ob es brennte und immer zu spät.

Tilla Berneder hatte die Tradition für sich.

Sie bog über den alten Flachsmarkt mit seinem zierlichen Brunnen und in die leise ansteigende Schloßstraße. Das Schloß lag vor ihr, einen Goldton in den alten Quadern, der sie immer von neuem freute.

Sie nickte dem dicken Schloßportier zu und lief die Stufen der Mittel-treppe hinauf, mit Malgepäck und Klappstuhl. Oben stand Breitenbach, der behäbige Kammerlakei in seiner schwarzen Livree mit silbernen Tressen. Er wollte ihr das Gepäck abnehmen, aber sie wehrte sich und so ließ er sie denn, wenn auch mit deutlichem Protest in den Augen, in das Vorzimmer eintreten, in dem Fräulein von Raven mit einem gewaltigen Strickzeug an einem der Fenster saß.

Sie ließ ein paar Maschen fallen, als Tilla in ihrer brüsten Art eintrat und nahm schnell die Brille von der Nase, die sie nur trug, wenn von den Hoheiten niemand zugegen war. Als sie Tilla erkannte, setzte sie sie schleunigst wieder auf.

„D, Sie sind es, meine Liebe,“ sagte sie und trat ihr einen Schritt entgegen. „Ich glaubte fast, seine Hoheit — Hoheit kommen manchmal etwas plötzlich. Setzen Sie sich, bitte. Sie müssen sich noch gedulden. Ihre Hoheit mußfzieren noch.“

Tilla schüttelte ihr die Hand und setzte sich dem kleinen, farblosen Fräulein gegenüber auf einen Sessel. Leise Geigentöne kamen aus einem fernen Zimmer.

Fräulein von Raven hob wieder ihr Strickzeug und betrachtete ängstlich das Unheil, das Tillas Eintritt angerichtet hatte. Sie stocherte mit einer langen Nadel hilflos darin herum.

„Ist was passiert?“ fragte Tilla freundlich.

„O nein, gar nicht,“ sagte Fräulein von Raven mit starren Augen.

„Maschen runtergefallen, was?“ sagte Tilla. „Sie stricken auch viel zu lose. Geben Sie doch mal her, das mach ich.“

Sie nahm ihr das Strickzeug aus der Hand und begann mit flinken Fingern die Maschen wieder aufzunehmen.

„So, da klettern sie wieder hoch, Rettung aus Seenot,“ sagte sie dabei behaglich. „Himmel, was für ein Strumpf — die reine Hülle für ein 42 Zentimeter-Geschütz.“

„Ja, können Sie denn stricken —?“ fragte Fräulein von Raven in maßloser Überraschung.

„Na und warum nicht —?“ fragte Tilla.

„O — ich dachte — Künstlerinnen — und so — —“

„Ach so!“ sagte Tilla und setzte sich aufrecht. „Künstlerinnen und so tragen löcherige Strümpfe und zerrissene Hemden und —“

„Um Gotteswillen —“ hauchte Fräulein von Raven und warf einen verzweifelten Blick nach der Tür. Tilla konstatierte, daß sie ganz rot geworden war. „Wahrscheinlich wegen der Hemden,“ sagte sich Tilla und betrachtete sie wie eine Naturmerkwürdigkeit.

„Denken Sie, Fräulein von Raven, ich flüchte mir meine Hemden selber und nicht mal schlecht — und Löcher in den Strümpfen — na ja, wenn einer so viel läuft wie ich und solch einen großen Fuß hat, dann hat er natürlich mal 'n Loch. Aber es bleibt nicht. Und darauf kommt es an. Jetzt in dieser Zeit stricke ich sogar Strümpfe, wenn ich mal Zeit habe. Soviel wie Sie habe ich natürlich ja nicht.“

„Mein liebes Fräulein Bernecker,“ sagte Fräulein von Raven schwach.

„Ich habe nie im entferntesten sagen wollen, daß Sie —“

„Nicht —?“ sagte Tilla in solch kaltem Erstaunen, daß Fräulein von Raven von neuem errötete und nach dem Strumpf griff.

„Ich habe nämlich eine kolossal ordentliche Mutter gehabt, das war mein Glück,“ sagte Tilla und lehnte sich in ihren Sessel zurück, ein Bein über dem anderen. „Und Flickstunde bei Müttern — jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag, egal bei was für Wetter — na, ich sage Ihnen, es war ernst. Heut kommt mir's zu gut. Heut habe ich Ihnen sogar beistehen können. Sie können wohl nicht sehr stricken, was?“

Fräulein von Ravens Antwort ging verloren, denn die Tür öffnete sich und die Herzogin steckte ihren dunklen Kopf hindurch.

„Ist Tilla da?“ fragte sie, „schnell, Tilla, kommen Sie, dies müssen Sie hören.“

Sie nickte Fräulein von Raven mit einem gütigen Lächeln zu und war schon wieder fort. Tilla verstaute ihr Gepäck und folgte.

Fräulein von Raven blieb allein, die Brille in der einen Hand, in der anderen den Strumpf, aus dem bei ihrem hastigen Aufspringen eine Nadel geglitten war, so daß eine ganze Reihe haltloser Maschen sie höhnend anstarrte. Das war fast zuviel, aber es gab ihr ihre Fassung wieder und sie setzte sich mit zusammengekniffenen Lippen sehr aufrecht an ihren Platz.

Dieses unglaubliche Mädchen sollte nicht wieder über sie lachen. Daß sie stricken konnte, war doch sonderbar. Sie war so — so durchaus unweiblich, sagte sich Emilie von Raven und wurde dabei von neuem rot.

Tilla ging durch die Reihe der Zimmer, die der Herzogin Persönlichstes und Allerheiligstes bildeten, mit immer wachen Augen. Sie genoß es stets von neuem, wie diese Zimmer sich verändert hatten. Die gute Herzogin-Mutter hatte hier lange gewohnt und Tilla war viel bei ihr gewesen. Die Herzogin-Mutter hatte eine große Vorliebe für den verehrten Lehrer ihres Sohnes, für seine fröhliche, rothbäckige Frau und für Tilla vielleicht am meisten.

Tilla dachte mit Liebe an die prachtvolle alte Fürstin und ihre fröhliche Toleranz für Leute, die ein bißchen „anders“ waren, wie eben Tilla, aber damals waren die Zimmer voll „Greuel“ gewesen. Und das war anders geworden, ganz anders. Nicht etwa neu. Gerade das war so bezeichnend.

Sie trat in das Musikzimmer und setzte sich still in einen der tiefen Sessel, in denen man herrlich zuhören konnte, weil man sich ganz darin vergaß. Sie war hier oft. Die junge Herzogin kannte ihren Musikhunger. Es war auch Dankbarkeit dabei. Denn Tilla hatte dieses Musizieren ermöglicht. In der kleinen Residenz hatte die Herzogin nach einem Geigenlehrer gesucht, wie sie ihn wollte und das war eine schwierige Geschichte gewesen. Es gab deren wohl, aber, wie die Herzogin meinte, starben sie sämtlich vor Ehrfurcht und zu lernen war bei ihnen nichts, weil sie nie tadelten. Da erbarmte sich Tilla. Daß Herzogin Luise-Marie Tadel vertrug, wußte sie aus den Malstunden, in denen Tilla Gelegenheit hatte auf gut Tillasche Art grob zu werden (was ihr nicht weiter schwer fiel). So brachte sie ihr Harm von Groot. Es war ein Experiment und es glückte. Die Herzogin vergaß es ihr nicht.

In der Stadt galt Harm von Groot als Sonderling. Sein Vater war Offizier gewesen, Flügeladjutant bei dem seligen Herzog, ein Haudegen und Draufgänger, voll unerlöster Kraft, allbekannt, von allen verstanden, unendlich beliebt. Die Tradition galt viel. Man erwartete unwillkürlich von dem Sohn das Gleiche. Und Harm von Groot lebte ein Stubenhockerleben an seinem Schreibtisch und an seinem Flügel. Er war der Lieblingschüler von Tillas Vater gewesen. Er war nicht Offizier, studierte Philologie und wurde nicht Doktor, studierte Musik und war nicht Musiker — er ließ sich nicht klastern und das nehmen die Leute übel.

Ein herrlicher Lehrer war er und Herzogin Luise-Marie dankte es ihm. Sie hatte ein unbeirrbares Gefühl für Menschenwert.

Als Tilla eintrat, stand er am Flügel und die Herzogin stimmte ihre Geige. Groot sah nicht auf und Tilla sah die kleine scharfe Falte zwischen den Augenbrauen, über der eigen sinnigen Nase. Sie mußte unwillkürlich lächeln. Er setzte sich. „Was spielen wir?“ fragte er.

„Noch einmal das Andante, daß himmlische — Tilla — Mozart!“

Harm von Groot saß einen Augenblick, den Kopf gesenkt, dann begann er zu spielen. Und die Geige fiel ein.

Es war eine süße, tottraurige Weise. Sie stieg und fiel, sank zusammen und raffte sich auf, klagte leise, eindringlich und schwer, suchte und fand nicht heraus — kein Ausweg — kein Ausweg — weinte nicht, schluchzte nicht auf, sang vor sich hin, mit trockenen, weiten Augen. Und fiel zusammen wie ein Häuflein Asche, ging aus wie ein Licht.

Mozart, Violinsonate Nr. 12.

Die Herzogin legte die Geige auf den Flügel. Sie war blaß und ihre feinen Nasenflügel bebten.

„Und draußen ist Krieg —“ sagte sie ganz tonlos.

Es war still in dem Zimmer, in dem die Luft noch zitterte von der Geigenweise. Harm von Groot saß zusammengesunken und reglos. Die Herzogin schloß den Deckel ihres Geigenkastens. Das Schloß schnappte ein mit hartem Klid.

„Ich danke Ihnen, Herr von Groot!“ sagte sie, nun wieder ganz ruhig. Er erhob sich und stand vor ihr, lang und schmal.

„Darf ich danken?“ sagte er.

Die Herzogin errötete. „War es nicht schlecht?“ fragte sie.

„Es war wunderschön!“ sagte er einfach und drückte ihre Hand. Fräulein von Raven wäre entgeistert gewesen, denn er küßte sie nicht. Und die Herzogin freute sich.

Dann wandte er sich fort und zu Tilla, die ganz still saß und ihn von unten herauf ansah. Sie streckte ihm die Hand mit einer spontanen Möglichkeit entgegen, die er empfand und die ihm das Blut in die Schläfen trieb.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte er schein.

„Noch immer gut!“ sagte sie. „Es muß sehr beruhigend für Sie sein, das alle halbe Jahr einmal zu erfahren!“

In ihren Augen sah er den Spotteufel, den er kannte und vor dem er sich zu Tode fürchtete.

Er wandte sich um und suchte mit den Augen seinen Hut, der indessen friedlich in der Vorhalle auf ihn wartete. Als ob ihn Breitenbach mit dem Hut in das Musikzimmer gelassen hätte —! Das fiel ihm rechtzeitig ein. Er wartete nicht darauf, daß die Herzogin ihn entließ — o, Fräulein von Raven —! Er verbeugte sich und ging.

Die Herzogin kam um den Flügel herum zu Tilla und setzte sich in einen der tiefen Sessel.

„Sind Sie sehr böse, wenn ich heute nicht malen mag?“ fragte sie. „Ich habe Ihnen einen Arbeitsmorgen zerstört. Ich hätte absagen sollen. Aber ich wollte so gern mit Ihnen reden, Tilla.“ Sie schwieg einen Augenblick und strich mit der Hand über die Augen. „Der Herzog geht diese Woche ins Feld!“ setzte sie hinzu.

Tilla schwieg noch immer.

„Darüber sollte ich kein Wort der Klage haben — nicht wahr, Tilla? Wenn ich an die Millionen Frauen denke — und so arme, junge Frauen darunter — so hilflos, ach gewiß — wie ich sein werde — aber nicht sein will, Tilla — und die kleinen Kinder! — An die kleinen, kleinen Kinder, die geboren werden sollen, während draußen ihre Väter in den Tod gehen — an die denke ich jetzt immer. Weil auch meins solch ein Kindel sein wird.“

Tilla streichelte in Gedanken verloren die schmale Hand, die auf der Sessellehne lag. Luise-Marie umschloß Tillas Finger mit einem hilfesuchenden Griff.

„Ich habe da einen Plan, Tilla“, sagte sie. „Von dem habe ich noch gar niemand etwas gesagt — selbst dem Herzog nicht, trotzdem der mich herrlich verstehen wird. Sie kennen das Luisenpalais hier im Park. Sie wissen, der Herzog ist da geboren und es war dann das Wittumspalais seiner Mutter. Das liegt jetzt ganz leer und tot und es ist so wunderschön mit den vielen sonnigen Zimmern und den Wiesenflächen mit den alten Bäumen ringsum. Das möchte

ich den kleinen Kindern schenken. Vielen, vielen. Da sollen sie geboren werden und mit ihren Müttern bleiben, bis die Väter wiederkommen — ach Tilla —!! Und so sehr gesund und kräftig sollen sie werden. Arme Kinder, Tilla, aus schlimmen Straßen, nicht wahr? Und wir alle wollen helfen und sorgen — ich vor allem. Ich werde so gräßlich viel Zeit haben — bis —“

Sie stockte und sah Tilla an.

„Ja — nicht wahr — ja?!“

Tilla hatte ein ungewohntes Gefühl im Halse, sie konstatierte an sich eine regelrechte Nührung. „Ja, kleine Landesmutter“, sagte sie.

Und Luise-Marie faßte sie um und küßte sie.

Tilla richtete sich gerade.

„Aber eine Wirtschaft gibt das!“ sagte sie mit Überzeugung. „Bloß nicht einbilden, daß das von A bis Z eine rührende Sache wird. Na — ich freue mich schon darauf, wenn Breitenbach die Zwillinge Müller im Park spazieren fährt —“

„Ja“, sagte die Herzogin, „alle sollen sie helfen. Wie gut ihnen das tun wird“.

„Zum Beispiel Fräulein von Raven“, sagte Tilla. „Es wird überhaupt die Zeit ihres Lebens werden, obgleich ich ihr zu Anfang nicht gleich ein Kind zum Halten anvertrauen würde, Hoheit! Sie muß erst mal fühlen, daß sie eine Frau ist und kein Neutrum. Und die Gräfin Kunkel —“

Ein ganz kleiner Schatten flog über ihrer Hoheit Gesicht.

„Sie sind alle so gut im Grunde“, sagte sie dann einfach. „Sie werden schon fühlen, daß es etwas Herrliches ist, was wir tun. O Tilla, wir wollen nicht nur an Lazarette denken — auch an die, die es jetzt doch am schwersten haben — an die Mütter —“.

„Wenn Hoheit mich auch brauchen können, so gehöre ich dem Luisenpalais mit Haut und Haar“, sagte Tilla.

„Ich brauche Sie ganz besonders, Tilla. Sie imponieren so“.

„Gut. Imponieren wird nötig sein“.

„Nur sehr, sehr schade, daß Sie nicht verheiratet sind!“ klagte die Herzogin. „Das wäre viel besser — beinahe nötig!“

Sie trat zu dem Flügel, dessen Deckel sie schloß und blickte einen Augenblick sinnend auf die Geige.

„Musik wirds nun auch nicht viel mehr geben“, fügte sie hinzu, „da nun auch Groot ins Feld geht“.

„Groot?“

Tilla saß plötzlich aufrecht mit großen Augen.

„Ja. Er sagte mir's heut. Er geht freiwillig, sie hatten ihn ja nicht genommen. Er ist nicht sehr gesund, zu lang und schmal. Aber er war sehr stolz, daß er es durchgesetzt hat“.

„Was fällt ihm ein!“ sagte Tilla langsam und wurde über und über rot. „Und mir sagt er kein Wort!“

„Ja“, sagte die Herzogin. „Er hat eine unvernünftige Angst vor Ihnen, Tilla — für einen Helden —“.

Tilla stand auf und sah nach der Uhr. Genau wie Groot vergaß sie, daß es an der Herzogin war, sie zu entlassen.

„Ich muß gehen“, sagte sie.

Und diesmal lief sie über den Flachsmarkt und durch die Straßen wie gejagt, so daß man ihr doch nachsah. —

— Harm von Groot fand es weniger leicht, als er gedacht hatte, seine Habseligkeiten zu ordnen. Übermorgen schlug das Kasernentor hinter ihm zu, bis dahin mußte die kleine Welt, in der er gelebt hatte, für ihn versunken sein.

Er packte Bücher in Kisten, ordnete Papiere und stand ratlos vor seinem geliebten Flügel, einem guten, alten Bechstein, ganz bepackt mit Noten.

Es tat ein wenig weh, dieses einreißen und Chaos schaffen. Es war ein Hauch von Ruhe und Weite in dem großen Arbeitszimmer gewesen, das hoch unter dem Dach lag und sein Licht von einem reinen Himmel empfing. Jetzt verschlangen die Kisten die Ruhe und das Behagen Stück für Stück. Er ließ das Gefühl nicht aufkommen. Leichter wahrhaftig als für tausend andere war es für ihn, sich loszumachen. Er war ganz allein — „Gott sei Dank!“ setzte er fast etwas ostentativ hinzu. Sein Hab und Gut bewahrte der Speicher und — wenn es sein sollte — packte er eines Tages seine Heimat wieder aus den Kisten aus. Bis dahin legte er sie ad acta, ganz und völlig. Bis dahin war er des Kaisers Soldat. Der Hammer hämmerte auf den Kisten: „Schluß! Schluß!“

Aber auf der zugenagelten Bücherliste saß er dann doch lange. Seine Augen waren an einem Bilde haften geblieben, das im runden Rahmen über dem Flügel hing. Ein schmaler Frauenkopf mit weichem Haar und derselben hohen, klaren Stirn, die er auch hatte. Seine Mutter. Es war eine kleine Pastellskizze, von Tilla gemalt. Eine rasche Arbeit — und eine ihrer besten. Sie hatte seine Mutter sehr lieb gehabt.

Das Bild mußte eingepackt werden, Harm von Groot sagte sich das. Aber er rührte sich nicht.

Das Bild von der Wand nehmen, das hieß das letzte Licht, die letzte Wärme verlieren, die noch in dem kahlen Zimmer lag, das hieß ganz einsam werden.

Er mußte es in eine der Kisten tun und den Deckel zunageln. Und er konnte es nicht. Die Hammerschläge würden sein wie damals, als der Sargdeckel das geliebte Gesicht verbarg — als er das Dunkel, das sie nun umgab, fast körperlich schmerzhaft fühlte — sie, die sich im Dunkeln fürchtete und das Licht so lieb hatte.

Seine Augen hingen an ihrem Gesicht. Er fühlte, wie die Sehnsucht nach ihr, die von der Zeit gestillt und gesänftigt war, in ihm wieder aufquoll. Jetzt sollte man eine Mutter haben, fühlte er dumpf, wer ins Feld zog, sollte eine Mutter haben.

Er stand auf und holte einen weichen, seidenen Schal, der seiner Mutter gehört hatte. Mit vorsichtigen Händen hob er das Bild von der Wand und wickelte den Schal darum. Dann nahm er seinen Hut.

Tilla Bernecker wohnte nicht weit von ihm. Es waren nur ein paar Schritte. Wie selten war er den Weg gegangen in der letzten Zeit. Wie hatte das doch sein können. Langsam stieg er die hohen, ein wenig steilen Treppen. Tilla wohnte wie er unter dem Dach.

Auf dem obersten Treppenabsatz stand die Tür halb offen. Ein kleines Laufmädchen rutschte auf den Knien und wischte den Boden auf. Sie lachte Harm an, denn sie kannte ihn und stieß mit dem Absatz die halboffene Tür zum Vorplatz weiter auf, eine freundliche Aufforderung, näher zu treten.

Er kannte den Weg. Er kannte jedes Stück auf dem winzigen Vorplatz und er fühlte fast mit einem leisen Staunen, daß hier noch ein Stück Heimat war, das nicht versank, das nicht zuzunageln und ad acta zu legen war — vielleicht —

An der Tür zum Atelier klopfte er leise und drückte die Klinke auf. Tilla arbeitete. Sie stand vor ihrer Staffelei, Pinsel und Palette in der Hand und drehte sich nicht um, als die Tür ging. Sie sah schlank und schmal aus in dem Leinenkittel, den sie bei der Arbeit trug. Aus dem Umlege tragen wuchs der Hals in herber Linie empor und trug den feinen Kopf sehr aufrecht.

Sie machte eine Bewegung mit der linken Schulter, die Harm sehr gut kannte.

„Du sollst doch nicht reinkommen, Linele“, sagte sie, immer mit dem Rücken nach der Tür, „und wenn Du zehnmal fertig bist. Du sollst doch draußen warten und Daumen drehen, bis ich rufe. Marsch ab.“

Sie trat ein paar Schritte rückwärts und legte den Kopf schief, um ihre Arbeit zu betrachten.

„Du Balg“, sagte sie dabei, „steh da nicht und starr mein Bild an. Ich glaube, du kritizierst.“

Und mit schneller Bewegung fuhr der lange Pinsel, den sie in der Hand hielt, nach rückwärts in einem energischen Duerstrich.

Er sollte über Lineles Stumpfnase gleiten, er fuhr jedoch, nicht allzu sanft, quer über Harms sprachloses Gesicht und seine Spur war bläulich. Jetzt drehte sich Tilla herum. Ihre Augen wurden groß und sie errötete jäh bis unter die Haare.

„Harm!!“ — sagte sie. Dann wurde sie ärgerlich.

„Stehen Sie nicht da wie eine Salzsäule. Ich habe Sie nicht gemeint.“

Sie legte Pinsel und Palette aus der Hand, flog an ein Schränkchen, brachte ein Stück weiße Leinwand und etwas Terpentin und schickte sich an, wie Harm zu seinem Entsetzen erfaßte, sein Gesicht zu waschen.

„Erlauben Sie“, sagte er und prallte zurück.

„Aber Sie wissen doch nicht, wo!“ sagte Tilla zornig.

„Ich fühle es!“ erwiderte Harm und das vernichtete Tilla.

Sie sah mit betretenem Gesicht zu, wie er sich mit dem Löffchen langsam und methodisch die Farbe abrieb.

„Es wäre beinahe in die Augen gegangen —“ sagte sie reuig.

„Ja!“ meinte Harm. „Nette Geschichte. Dabei sind meine Augen mein Bestes, sagt der Stabsarzt. Sozusagen einzig daraufhin haben sie mich genommen.“

Tillas Augen waren in sich gekehrt. Sie räumte die Terpentinflasche fort. Auf dem Tischchen neben der Tür sah sie das von dem Schal umwickelte Bild, das Harm dort hingelegt hatte.

„Für mich?“ fragte sie.

Er nickte und gab es ihr.

„Darf sie bei Ihnen wohnen, während ich fort bin?“ fragte er, während Tilla den Schal abwickelte und das Bild nachdenklich betrachtete.

Sie sah ihn an und unter ihrem warmen Blick gab sein Herz einen Ruck. „Kommen Sie, schlagen Sie hier einen Haken ein,“ befahl sie dann, „einen X-Haken — dort im Kästchen — so, da soll sie bleiben. Da ist es hell.“

Sie befaß das Bild mit streichelnden Augen. Dann wandte sie sich um.

„Danke, Harm“, sagte sie und streckte ihm die Hand hin.

Er ließ sie nicht wieder los. Er hielt sie plötzlich in den Armen und drückte sein Gesicht auf ihre Schulter, auf den kühlen, leinenen Arbeitskittel. Und sie schloß die Augen und legte ihr Gesicht an das seine.

„Lieber —“ sagte sie ganz leise.

Herzogin Luise-Marie fuhr vom Bahnhof zum Schloß zurück. Der Herzog war abgereist.

Sie saß sehr aufrecht und blaß im Wagen und grüßte die vielen Menschen, die stehen blieben, die Hüte abnahmen und ihr nachsahen. Recht fühlbar wurde es heute, wie lieb man sie hatte. Es war viel Leid in der Stadt und das Volk nahm das Leid der Herzogin mit zu dem seinen und trug es mit und blickte mit guten Augen auf das schmale Gesicht, das zu lächeln versuchte. Es flutete wie eine große Welle der Liebe und des Verstehens zu ihr empor. „Auf Herzog“ zog nicht zum Spaß ins Feld. Das wußte jeder.

Tilla war von der Herzogin gerufen worden und wartete in dem Arbeitszimmer, dessen hohe Fenster in den Park schauten.

Luise-Marie war müde eingetreten, doch ein Blick auf Tillas Hand elektrifizierte sie plötzlich. Denn auf Tillas sonst gänzlich ringlosen Händen glänzte ein schmaler, goldener Reif.

Die Augen der Herzogin waren eine einzige große Frage.

„Kriegstraumung, Hoheit,“ sagte Tilla. „Übermorgen, Sonntag. Da bekommt er Urlaub. Wenn er bis dahin nichts ausfrißt, heißt das.“

„Wer?“ fragte die Herzogin und griff nach Tillas Händen.

„Hoheit haben überhaupt die ganze Schuld“, sagte Tilla. „Es ist alles für das Luisepalais und die Zwillinge Müller. Das habe ich ihm auch gesagt.“

„Wem?“ fragte die Herzogin und ihre Augen lachten.

„Harm von Groot“, sagte Tilla und wurde rot.

Luise-Marie schloß sie in die Arme.

„Gott, Tilla!“ sagte sie. „Hat das gedauert!! Das hätte doch längst sein können.“

„Keine Spur!“ sagte Tilla, „längst früh genug. Außerdem hat Harm erst jetzt eine gesicherte Stellung.“

„Gesicherte?“ fragte die Herzogin verständnislos.

„Natürlich. Als Gemeiner. Er hat jetzt seiner Frau etwas zu bieten. Sogar Witwenpension bekomme ich. Das war alles vorher nicht. Da traute er sich nicht.“

Die Herzogin schüttelte den Kopf.

„Wahrhaftig, Hoheit“, sagte Tilla. „Wir hatten eine scheußliche Angst, uns gegenseitig miteinander zu belasten. Wir gingen umeinander herum und fürchteten uns zu Tode. Ein geteiltes Stück Brot ist ein halbes Stück Brot und kein doppeltes. Und Harms Stück Brot ist schon eigentlich für ihn zu klein. Um mein Stück Brot muß ich arbeiten und tu's rasend gern, auch als seine Frau — aber Harm war eben altmodisch und dumm in diesen Dingen. Ein ganz, ganz dummer Mensch — bis jetzt —“

„Und jetzt?“ fragte die Herzogin.

„Jetzt — wo er die gesicherte Stellung hat —“ lachte Tilla und hatte nasse Augen.

„Kindskopf“, sagte die Herzogin. „Daß Ihr nur gescheit geworden seid!“

„Ja“, sagte Tilla aus tiefster Seele, „Gott sei Dank!“

Von der Straße her klang abgerissen und gedämpft Musik und das Rauschen von schweren Tritten. „Muß i denn — —“, Pfeifen und Trommeln.

Die Herzogin erblaßte. Sie preßte Tillas Hand.

„Aber nun geht er doch fort ins Feld“, sagte sie leise. „O Tilla, sind wir nicht arm —“

„Nein“, sagte Lilla mit einer Stimme, ganz tief vor Glück, „wir sind nicht arm.“

Sie standen am Fenster. Durch den Park schwankte ein Möbelwagen, schwer bepackt. Das Luisenpalais schimmerte in der Sonne herüber, alle Fenster geöffnet. Lilla erkannte eine kleine, dunkle Gestalt auf der Rampe, die mit einer Schwester dem Wagen entgegen sah. Das war Fräulein von Raven. Der Wagen bog ein und hielt. Zwei Diener öffneten die großen Flügeltüren. Es war, als breite das Luisenpalais weit, weit die Arme aus. Und Stück für Stück, in einer langen Reihe zogen die kleinen, schneeweißen Gitterbettchen ein, viele, viele —

Lilla streifte plötzlich die Ärmel hoch.

„Ich kann nicht mehr, Hoheit, ich muß helfen“, sagte sie.

Dann lachten sie beide und gingen hinüber zu dem alten Haus, das wieder jung geworden war.



## Kriegsgeographische Neuerscheinungen

von Albrecht Dühr



enn es auch nicht Aufgabe der „Grenzboten“ sein kann, stetig über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Kriegskarten und der kriegsgeographischen Literatur zu berichten, so erscheint es doch angebracht, hin und wieder auf Neuigkeiten besonderer Art hinzuweisen, die es verdienen, aus der Hochflut von Kriegsliteratur herausgehoben zu werden.\*)

Es handelt sich hier zunächst um einige Kriegskarten, die mir noch zugegangen sind:

Wie der Dominaverlag in München im Maßstab 1 : 125 000, so hatte auch L. Ravenstein in Frankfurt die französische Generalstabskarte 1 : 80 000, auf 1 : 100 000 verkleinert in besonderen Zusammendruckten als „Kampfgebiete“ erscheinen lassen, die bedeutend geeigneter sind als die Einzelblätter mit ihrer unvermeidlichen Zerschneidung der Kampfplätze. Während die Karten des erstgenannten Verlages noch käuflich sind, wurden die Ravensteinschen zurückgezogen. Der Grund ist mir unbekannt. — Flemmings Karte des Generalgouvernements Belgien 1 : 320 000 kann als politisch-historisches Hilfsmittel empfohlen werden. — Für die Beobachtung der Ereignisse in den Einzelgebieten, also jetzt etwa bei Verdun, können die Karten gar nicht plastisch genug sein: Eine mit einfachen Mitteln hergestellte Reliefkarte leistet zur Veranschaulichung

\*) Vergl. die Hefte 13 und 86 des Jahrgangs 1915.